

**Jahresversammlung der Hochschulrektorenkonferenz
am 11. Mai. 2015
in Kaiserslautern**

Festvortrag

Hans Ulrich Gumbrecht

Stanford University

Die ewige Krise der Geisteswissenschaften – und wo ist ein Ende in Sicht?¹

Sehr geehrte Frau Ministerin,
Magnifizenzen,
meine sehr geehrten Damen und Herren,

zunächst möchte ich der Hochschulrektorenkonferenz herzlich danken für die Einladung, heute zu Ihnen sprechen zu dürfen. Es ist für jemanden, der seit 26 Jahren nicht mehr in Deutschland unterrichtet und mittlerweile auch nicht mehr deutscher Staatsbürger ist, eine besondere Ehre, so viel Vertrauen zu finden.

Die Helden von Bern, Frau Ministerin, hätte ich so gerne selber nennen wollen. Denn ich muss einer der wenigen in diesem Raum sein, der die Übertragung des Endspiels damals live vor einem Magischen Auge am Radio gehört hat. Es war auch das erste Mal, dass ich mit sechs Jahren die deutsche Nationalhymne im Radio wahrnahm. Der 4. Juli 1954 war ein wirklich bedeutender Tag. Deshalb bin ich der Hochschulrektorenkonferenz auch dankbar für den Anlass, zum ersten Mal in meinem Leben nach Kaiserslautern gekommen zu sein und hoffe sehr, dass der 1. FCK den Wiederaufstieg in die Bundesliga schafft.

¹ Es handelt sich um die direkte Transkription einer im Wesentlichen frei gehaltenen Rede. Bei der Bearbeitung des Textes hat mich Herr Dr. Ulrich Meyer-Doerpinghaus (HRK) unterstützt, wofür ich ihm herzlich danke.

Schließlich war mir, als ich die Herausforderung dieses Vortrags in Form Ihrer freundlichen Einladung annahm, nicht bewusst, dass es sich um eine Festrede handeln sollte. So hoffe ich nun, Magnifizenzen, Frau Ministerin, meine Damen und Herren, dass ich Ihnen die Feststimmung nicht verderbe. Denn was ich zum Besten geben werde, ist zwar nicht als Leichenrede gemeint, hat aber auch nicht die typische Stimmung einer Festrede. Ich werde am Ende von einem besonderen Potenzial der Geisteswissenschaften sprechen und vorschlagen, was Soziologen in Ihrem Land gerne eine Selbstsubstitution nennen. Es wird also nicht die typische Rede sein, die am Anfang eine Krise heraufbeschwört, um am Ende zu sagen: „Wir waren noch nie so gut wie jetzt!“

Ich beginne mit einem längst berühmten, eben schon vom Präsidenten der HRK genannten, Zitat: „Je moderner die moderne Welt wird, desto unvermeidlicher werden die Geisteswissenschaften“, sagte der auch von mir sehr bewunderte deutsche Philosoph Odo Marquard vor dreißig Jahren auf dem damals noch WRK-Sitzung genannten Treffen deutscher Hochschulrektoren in Bamberg. Doch ich möchte im Widerspruch einsetzen: Dieser Satz ist heute genauso unzutreffend wie damals – nur ist dies viel deutlicher und plausibler geworden.

Ich stelle gegen die Behauptung, dass die Geisteswissenschaften immer unvermeidlicher werden, zunächst die Vermutung, dass das gebildete Zehntel der Weltbevölkerung (was auch immer man unter „Bildung“ verstehen möchte) es wohl kaum wahrnehme, wenn die Geisteswissenschaften morgen weltweit ihre Tätigkeit einstellen. Man erführe in einigen Ländern davon aus den Feuilletons, doch vermischen würden gebildete Außenstehende die Geisteswissenschaften nicht. Wir müssen uns also an den Gedanken gewöhnen, dass die Menschheit ohne Geisteswissenschaften durchaus überleben könnte. Das ist eine erste Behauptung.

Zum Zweiten meine ich, dass man von einer „Unvermeidlichkeit“ der Geisteswissenschaften nicht reden sollte in einer Situation, wo die Studierendenzahlen dieser Fächer weltweit zurückgehen. Wie man die Statistiken auch immer wenden möchte, es gibt heute keine Nation, es gibt kein Bundesland und keine akademische Institution, in denen dies nicht der – sehr sichtbare – Fall ist. Man mag sagen wollen, dies sei unverdient, aber auch ein

„unverdienter“ Untergang widerspräche der so beliebten These von der „Unvermeidlichkeit.“

Speziell für Deutschland muss auch festgestellt werden, so traurig das vor allem für den Steuerzahler ist, dass die hohen Investitionen der Exzellenzinitiative weder das Prestige noch die Rankings der deutschen Geisteswissenschaften in irgendeiner Weise verbessert haben. Sie sind nicht schlechter, aber auch nicht besser geworden. Es wäre gefährlich, diesen undramatischen Befund zu ignorieren.

Unvermeidlich scheint in dieser Situation allein, um per Konnotation Heidegger zu zitieren, dass man dem möglichen Ende ins Auge sieht, dass man nicht beständig die Gefahr eines Endes heraufbeschwört, um dann zu sagen, wir haben gar kein Problem. Man muss die Möglichkeit dieses Endes gelten lassen, gerade auch als Geisteswissenschaftler – und ich bin ein Geisteswissenschaftler, der sehr an seinem Beruf hängt. Am Ende meiner Karriere glaube ich, vor allem deshalb ein Leben voller Intensität und intellektueller Leidenschaft gehabt zu haben, weil ich bis heute Geisteswissenschaftler gewesen bin. Ich möchte nicht, dass die Geisteswissenschaften verschwinden, doch ich glaube, die einzige Möglichkeit einer ernsthaften Selbstsubstituierung (eher als die eines „Überlebens“) liegt darin, das Verschwinden der Geisteswissenschaften als Möglichkeit ernst zu nehmen.

In diesem Sinne, Magnifizenzen, meine Damen und Herren, möchte ich für Sie den Vortrag in fünf Argumentationsschritten entwickeln. Damit Sie nicht denken, dass hier der arrogante Kalifornier zu Ihnen spricht, werde ich mit einer Beschreibung der Krise der Geisteswissenschaften an der Stanford University, meiner Universität, beginnen. Ich bin sehr stolz, Professor in Stanford zu sein. In Stanford sind solche Krisen weniger Finanzkrisen als Krisen der Orientierung. Auch wir in Stanford wissen nicht, was genau wir tun sollen und können, um eine positive Zukunft der Geisteswissenschaften – und nicht einfach ihr Überleben – zu sichern. Um zu verstehen, wie es zu dieser heutigen Krise und dieser Situation der Orientierungslosigkeit gekommen ist, möchte ich Ihnen dann im zweiten Teil – das wird der komplexeste Teil sein und trotzdem Quickstepp-Tempo verlangen – so etwas wie eine Geschichte der Geisteswissenschaften in komprimierter Form vorstellen, mit einigen pointierten Thesen, die zu erklären versuchen, warum die heutigen Geisteswissenschaften sich in einer besonders schwierigen Situation befinden. Im dritten Teil werde ich das Umfeld der spezifischen Situation der Geisteswissenschaften im Jahr 2015 sondieren, um

mich erstens zu fragen, was die Situation der Universität als Institution heute global ist, aber auch zweitens, welche heute die besten, die erfolgreichsten Universitäten sind, und welchen Status die Geisteswissenschaften dort haben. Auf der Grundlage dieser dritten Beobachtung will ich im vierten Teil einen normativen Begriff für die Geisteswissenschaften in Gegenwart und Zukunft entwickeln. Dabei wird der Begriff des „riskanten Denkens“ eine zentrale Rolle spielen. Und ich möchte mit einigen hoffentlich provokanten Vorschlägen an die Rektorinnen und Rektoren enden, mit Antworten auf die Frage, wie heute ein gewisses Lebenspotenzial der Geisteswissenschaften geweckt werden könnte – was freilich noch lange keine Garantie für ihr Überleben ist.

Magnifizenzen, meine Damen und Herren, ich bitte Sie also, auch wenn Sie daran – vielleicht aus Sympathie für die Geisteswissenschaften – nicht gewohnt sind, sich einmal den Gedanken zuzumuten, dass die Geisteswissenschaften verschwinden könnten. Und dass Sie sich mit mir im Ernst fragen, was für Konsequenzen daraus erwachsen würden. Außerdem bitte ich, in Rechnung zu stellen, dass ich von Haus aus vergleichender Literaturwissenschaftler, ursprünglich Romanist bin. Das mag dazu führen, dass ich an einigen Stellen allzu deutlich aus literaturwissenschaftlicher Perspektive spreche, wenn ich die Geisteswissenschaften generell ins Visier nehme.

*

Nun also zum ersten Teil, der Situation der Geisteswissenschaften an der Stanford University. Ich beschreibe Sie als das, was wir im Englischen metaphorisch eine „mixed bag“ nennen – und hebe vier Punkte besonders hervor. Vor zwei Jahren hat Stanford als erste Spitzenuniversität in den Vereinigten Staaten eine klassische Pflichtveranstaltung für alle Studierenden des ersten College-Jahres gestrichen, die wohl seit dem Jahr 1912 das Rückgrat der Geisteswissenschaften in der College-Ausbildung war. Es war jene Veranstaltung, die von der University of Chicago unter dem Titel „*Great works*“ ins Leben gerufen wurde. Gegenstand sollten die (etwa) zwanzig „größten“ literarischen und philosophischen Texte der Menschheit sein, wie man damals sagte. Dies haben dann bald die meisten anderen ambitionierten Universitäten kopiert. Alle *freshmen*, unabhängig von dem inhaltlichen Schwerpunkt, den sie ab dem zweiten Studienjahr wählten, haben an den besseren amerikanischen Universitäten über ein kurzes Jahrhundert eine Veranstaltung des „*Great works*“-Typs absolviert. Es gab Modifikationen. In den 1970er-Jahren hat man diesen

Kanon "multikulturell" komplexer gestaltet. In den 1990er-Jahren etwa wurde in Stanford auf monografische Themen umgestellt. Doch als in Stanford vor nun zwei Jahren diese *Great works*-Tradition aufgehoben wurde, hat sich der Status der Geisteswissenschaften an der Institution der amerikanischen Universität wahrscheinlich entscheidend verschoben. Es gibt stattdessen eine Veranstaltung, die „*Thinking matters*“ heißt, welche von allen Departments individuell bestritten wird. Um ein Beispiel zu nennen: Unser sehr berühmtes Department of Computer Science, aus dem ja tatsächlich Silicon Valley hervorgegangen ist, bietet seine eigene *Thinking matters*-Veranstaltung über das menschliche Gehirn an – hochinteressant natürlich. Ich habe in jedem Jahr *eight fresh men advisees*, und frage sie immer, was gerade in dieser Vorlesung gelehrt wird. Nur – mit der geisteswissenschaftlichen Tradition hat diese Veranstaltung nichts zu tun. Stanford ist sehr kritisiert worden von anderen Universitäten, dass wir als eine Spitzen-Institution das Rückgrat der Geisteswissenschaften aus der College-Erziehung herausgenommen haben. Doch das Ansehen dieser Veranstaltung bei unseren *freshmen* war so niedrig, dass die Universitätsleitung keine Alternative hatte. Weil Sie freundlicherwise bisher über meine gelegentlichen Witzlein gelacht haben, hier eine Anekdote zur Illustration. Ein Student, der heute ein prominenter American Football-Spieler ist – und das bedeutet beileibe nicht, dass das ein schlechter Student war –, wurde nach seiner *graduation* gefragt: „*What was your least popular course in Stanford?*“ Und er sagte: „*IHUM – Introduction to Humanities*“, weil jeder Student weiß, er ist ein Nerd, wenn er nicht sagt, dass IHUM schlecht war. Diese Bemerkung brach mir das Herz, weil jene Veranstaltung genau mein IHUM gewesen war. Doch der Student wurde weiter gefragt: „Was war denn die beste Lehrveranstaltung, die Sie je in Stanford mitgemacht haben?“ Und darauf sagte er: „*The pleasures of sex*‘ by Professor Gumbrecht.“ Das war genau derselbe Kurs, aber der Student wusste, dass es nicht zu seinem Image gepasst hätte, wenn er sich positiv auf diesen Kurs als Einführungskurs bezogen hätte. All dies kann man die Prämisse der geisteswissenschaftlichen Krisenstimmung in Stanford nennen.

Doch dann landete Stanford vor etwa einem Jahr, zur allgemeinen Überraschung, in dem ersten World Ranking der *Humanities*, durchgeführt von der New York Times, auf Platz eins – was uns selbst vielleicht mehr überraschte als unsere Kolleginnen und Kollegen an anderen Universitäten. Auf Platz zwei war die University of Chicago, auf Platz drei Harvard. Das schien für eine kurze Zeit – lokal zumindest – die Krisenstimmung in den Geisteswissenschaften aufzuheben. Außerdem hatte zwei Jahre zuvor das Rektorat be-

schlossen, dass bei der Zulassung von Bewerberinnen und Bewerbern für das College in Stanford geisteswissenschaftliche Talente stärker berücksichtigt werden sollten. Es gibt also keine Verschwörung gegen die Geisteswissenschaften bei uns. Zugleich eröffnete Stanford eine Konzerthalle, die hauptsächlich gebaut wurde, um Studierende, die ein Instrument im College lernen wollen, unter besten akustischen Bedingungen praktizieren zu lassen. Diese Konzerthalle mit ihrer mittlerweile berühmten Akustik hat Baukosten im hohen dreistelligen Millionenbereich in Anspruch genommen – während in unseren literaturwissenschaftlichen Fachbereichen neue Professuren für persische Lyrik und für arabisches Literatur des Mittelalters eingerichtet wurden.

Andererseits nahmen gleichzeitig die Einschreibungen von College-Studentinnen und -Studenten in den geisteswissenschaftlichen Lehrveranstaltungen absolut gesehen ab, um zehn Prozent, obwohl sich nach meinem Eindruck in den kleineren *undergraduate* Kursen eine neue intellektuelle Qualität einspielte. Ich habe immer mehr Studierende, die keinen *major*, keinen Schwerpunkt in den Geisteswissenschaften wählen, aber größere Leidenschaft und schärfere Intelligenz für unsere Inhalte zeigen als je zuvor – oft im Alter von siebzehn oder achtzehn Jahren. Schließlich ging auch die Zahl der Bewerberinnen und Bewerber für unsere *graduate fellowships*, für unsere Doktorandenstipendien zurück – und wir nehmen in den Geisteswissenschaften in Stanford und an den anderen amerikanischen Top-Universitäten nur Doktorandinnen und Doktoranden mit Vollstipendium, das sind fünf Jahre Doktorandenstipendium, ohne *tuition*, und mit 2.500 Dollar Taschengeld pro Monat. Vielleicht ist die intellektuelle Qualität dieser Doktorandinnen und Doktoranden heute ebenso gut wie vor zehn oder fünfzehn Jahren, aber sie ist nicht gestiegen – wie bei den *undergraduates*.

Sie sehen, meine Damen und Herren, warum ich das Bild von der *mixed bag* gebraucht habe. Stanford hat keine finanziellen Probleme. Ihr Kollege John Hennessy, unser Universitätspräsident, sagt oft – arroganter-, aber auch sympathischerweise: *“Everything that you Humanities professors can imagine is financially peanuts for us.”* Man kann alles finanzieren, was Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler sich überhaupt vorstellen können. Das Problem ist eher, dass auch in Stanford nicht klar wird, was heute – überzeugenderweise – mit der Tradition der Geisteswissenschaften anzufangen ist. Es gibt keine Ministerinnen und Minister, auf die wir die Verantwortung abschieben können, wir sind eine sehr private Universität mit über zwanzig Milliarden Dollar Stammkapital. Es gibt

also keine finanziellen und keine politischen Ausreden. Unser Präsident, ein prominenter *Computer scientist*, hat eine große und authentische Sympathie für die Geisteswissenschaften. Und trotzdem sind wir – auch in Stanford – in einer Krise. Generell haben wir uns schon seit mehr als hundert Jahren daran gewöhnt – und darin genau liegt die Permanenz der Krise in den Geisteswissenschaften –, bestimmte Legitimationsgründe zu wiederholen, die niemand mehr überzeugen – nicht einmal auf Rektorenversammlungen. Deshalb will ich mich nun im zweiten – langen – Teil fragen, wie es zu dieser Krise der Geisteswissenschaften gekommen ist.

*

Wenn ich „Geisteswissenschaften“ sage, dann beziehe ich mich auf eine akademische Institution – und zwar auf eine akademische Institution im Sinne der europäischen und amerikanischen Universitäten seit dem frühen 19. Jahrhundert. Implizit gehe ich davon aus, dass es Geisteswissenschaften sozusagen *avant la lettre* gab. Die Germanistik etwa, wie sie in Ihrem Land seit den Zehner-Jahren des 19. Jahrhunderts entstand – zwei der ersten Lehrstuhlinhaber waren die Gebrüder Grimm – war wohl eine Geisteswissenschaft, obwohl der Begriff „Geisteswissenschaften“ und die Disziplinenkonfiguration „Geisteswissenschaften“ erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts erfunden wurden.

Meine erste – und weitreichende – geschichtliche Hypothese lautet nun, dass das, was wir „historisches Weltbild“ nennen, so wie es sich zwischen 1780 und 1830 formiert hat, eine Voraussetzung für die Geisteswissenschaften war. Ohne das historische Weltbild hätten die Geisteswissenschaften nicht entstehen können. Lassen Sie mich Ihnen – allzu kurz und in Anlehnung an den nach meiner Meinung vielleicht bedeutendsten deutschen Geisteswissenschaftler der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Reinhart Koselleck, aber auch in Anlehnung an Michel Foucault – einen Eindruck geben von der Emergenz des historischen Weltbilds. Es begann sich zu entwickeln, als ungefähr im dritten Viertel des 18. Jahrhunderts eine besondere Möglichkeit des menschlichen Bewusstseins für eine spezielle soziale Gruppe habituell wurde. Ab 1770, 1780 wurde es für die Vorläufer der heutigen Intellektuellen, für diejenigen, die man in der *Koine* des französischen 18. Jahrhunderts *les philosophes* nannte, habituell und sozusagen unvermeidlich, sich im Akt der Weltbeobachtung selbst zu beobachten. Das ist die Habitualisierung und ihr folgend die Institutionalisierung der Beobachtung zweiter Ordnung. Dieses Habituell-Werden der Beobachtung zweiter

Ordnung hat zwei Konsequenzen, die durchaus dramatisch von den *philosophes*, von den Intellektuellen, den Aufklärern des späten 18. Jahrhunderts erlebt worden sind. Sie können die erste Konsequenz „Perspektivismus“ nennen. Eine Beobachterin zweiter Ordnung entdeckt sehr schnell, dass ihre jeweilige Beobachtung abhängig ist von einer jeweiligen Perspektive; und sie entdeckt dann weiter, dass es immer schon eine potenzielle Unendlichkeit von Perspektiven gibt, was bedeutet, dass es zu jedem Wahrnehmungsgegenstand eine potenzielle Unendlichkeit von Repräsentationen gibt.

Das führte – wie sich belegen lässt – zu einem (metaphorisch gesagt) epistemologischen *horror vacui*, zu der Angst, dass es, wenn es für jeden Erfahrungsgegenstand eine Unendlichkeit von Repräsentationen gibt, am Ende keinen selbstidentischen Erfahrungsgegenstand mehr geben kann. Das interessanteste mir bekannte Beispiel für diese Angst ist die sogenannte „Kant-Krise“ des jungen Heinrich von Kleist, der während der Militärausbildung wenige Seiten Kant las und in eine Situation kam, die man heute Depression nennen würde. Das lässt sich seinen Briefen entnehmen: Er ahnte, dass es, wenn man Kant ernst nimmt, vielleicht keine selbstidentischen Erfahrungsgegenstände mehr geben kann. Dieser Perspektivismus also ist als Krise erlebt worden. Das zweite Problem lag in der Frage der Kompatibilität zwischen Erfahrung und Wahrnehmung; „Erfahrung“ verstanden als Weltaneignung durch Begriffe, Wahrnehmung als Weltaneignung durch die Sinne. Die Frage ist: Gibt es eine Kompatibilität zwischen ihnen? Ein Beobachter zweiter Ordnung, der sich selbst beobachtet, entdeckt, dass man die Welt nicht nur mit Begriffen interpretiert, sondern auch von den Sinnen verarbeitet. Und dabei kommt die Frage auf – das ist der Materialismus des 18. Jahrhunderts, ganz verschieden vom marxistischen Materialismus –, ob es zwischen den beiden Dimensionen der Weltaneignung eine Kompatibilität gibt. Erstaunlicherweise fanden diese beiden Probleme sehr schnell, noch im 18. und frühen 19. Jahrhundert Lösungen – zumindest Lösungen, die wir retrospektiv als solche identifizieren können. Das Problem der Kompatibilität zwischen Erfahrung und Wahrnehmung fand eine „Lösung“ durch seine Einklammerung. Es taucht bis ins frühe 20. Jahrhundert kaum mehr auf. Vielleicht ist es bei Einstein, in der Relativitätstheorie, wieder erschienen, aber es spielt zunächst, im Zentrum der geistigen Auseinandersetzung des 19. Jahrhunderts kaum eine Rolle.

Das andere Problem hingegen, das Problem des epistemologischen *horror vacui*, und des Perspektivismus führt zum historischen Weltbild, und zwar dergestalt, dass man zeigen

und demonstrieren kann, wie seit dem frühen 19. Jahrhundert, wenn die Frage gestellt wird, was ist Kaiserslautern, man die Geschichte der Stadt Kaiserslautern erzählt – wie es um die Mitte des 18. Jahrhunderts gewiss noch nicht der Fall war. Wenn die Frage gestellt wird, was ist ein Pferd, erzählt man eine Evolutionsgeschichte. Und wenn man der junge Hegel ist und sich fragt, was der Geist ist, dann schreibt man eine „Phänomenologie des Geistes“ (und die meisten von Ihnen wissen, dass auch dieses Buch eine prinzipiell narrative Form hat).

Warum liegt in dieser Umstellung von einem punktspiegelartigen Prinzip der Welterfahrung – Enzyklopädien des 18. Jahrhunderts verfahren sozusagen punktspiegelartig – auf Narration eine Lösung des Perspektivismus-Problems? Ich glaube deshalb, weil eine Narration imstande ist, verschiedene Perspektiven auf einen Gegenstand gleichsam zu absorbieren. Sobald man narrativ verfährt, eine Evolutionsgeschichte zum Beispiel oder die Geschichte der Stadt Kaiserslautern erzählt, ist man – das zeigten die Grußworte heute Abend – in einer Situation, wo verschiedene Perspektiven integriert und absorbiert werden können. Das genau ist die Situation, die Michel Foucault in seinem wichtigsten Buch „*Les mots et les Choses*“ als „*l’historisation des êtres*“ beschrieben hat, als die Historisierung aller Gegenstände und Dinge. Es gibt nichts, was nicht in diesem Sinne historisiert wird. Und hier eben liegt der Ursprung des historischen Weltbilds, das sich dann bis etwa 1830 in einer Weise entfaltet, die vor allem Reinhart Koselleck beschrieben hat.

Lassen Sie mich noch – und dann spreche ich wirklich über die Geisteswissenschaften (ich danke Ihnen für Ihre Geduld mit diesem Einschub von Philosophiegeschichte) – in fünf Perspektiven (drei stammen von Koselleck) das „historische Weltbild“ beschreiben – einige von Ihnen werden denken, das ist doch eine Beschreibung von „Zeit an sich.“ Aber dies bewiese nur, wie stark dieses Weltbild institutionalisiert war – und immer noch ist. Es ist erstens jenes Weltbild, in dem wir immer glauben, die Vergangenheit hinter uns zu lassen, und auch davon ausgehen, dass in dem Maß, wie wir Vergangenheit hinter uns lassen, der Orientierungswert der Vergangenheit schwindet. Es ist zweitens jenes Weltbild, in dem wir davon ausgehen, dass die Zukunft ein offener Horizont von Möglichkeiten ist, aus dem wir auswählen und den wir gestalten können. Es ist drittens das Weltbild, in dem zwischen jener Vergangenheit, die schwindet, und dieser Zukunft, die ein offener Horizont von Möglichkeiten zu sein scheint, die Gegenwart geschrumpft ist zu einem „nicht mehr wahrnehmbaren kurzen Moment des Übergangs,“ – das war ein Zitat des französischen

Dichters Charles Baudelaire aus „*Peintre de la vie moderne*“ von 1858. Und nun kommt der entscheidende – vierte – Punkt. Diese nicht wahrnehmbare kurze Gegenwart, wie sie erst im frühen 19. Jahrhundert entsteht, wird zum epistemologischen Habitat, zum Ort eines menschlichen Selbstbilds, das sich ganz auf das Bewusstsein reduziert hat. In der Gegenwart Erfahrungen der Vergangenheit an das Jetzt anpassend, wählt das „Subjekt“, wie wir es philosophisch nennen, wählt die Bürgerin oder der Bürger, wie wir ihn politisch nennen, auf der Grundlage der Erfahrungen der Vergangenheit aus den Möglichkeiten der Zukunft aus. Genau dies nennt man seit dem 19. Jahrhundert „Handeln“ – und die Fähigkeit zu handeln steht im Zentrum des nun normativen Weltbilds. Daraus folgt schließlich und fünftens, dass Zeit als ein absolutes Agens der Veränderung erscheint. Erst seit dem frühen 19. Jahrhundert glaubt man, dass es keine Gegenstände gibt, die sich nicht in der Zeit verändern, die der Zeit sozusagen „widerstehen“ könnten. Und eben dieses Weltbild, das voraussetzt, dass man aufgrund einer Interpretation der Welt und vor allem der Vergangenheit zum Beispiel Politik betreiben kann, indem man aus den Möglichkeiten der Zukunft auswählt, dieses Weltbild ist die Voraussetzung für die Entstehung jener Geisteswissenschaften im frühen 19. Jahrhundert, die sich selbst noch nicht als Geisteswissenschaften verstanden. Meine Damen und Herren, liebe Magnifizenzen – wenn denn „liebe Magnifizenzen“ nicht ein Oxymoron ist –, ich gehe davon aus, so wie Sie mich ansehen, dass Sie all dies nicht tödlich langweilt. Da Sie jetzt freundlich – bejahend! – den Kopf schütteln, fühle ich mich ermutigt und rede einfach weiter.

Zum Operationsfeld der Geisteswissenschaften wird eine neue politische Struktur. Das ist nicht programmatisch von den Geisteswissenschaften so wahrgenommen oder gar beschlossen worden, sondern hat sich – wie die zuvor beschriebenen „Lösungen“ der epistemologischen Probleme – sozusagen „hinter dem Rücken“ der geschichtlichen Akteure so eingespield – und zwar aufgrund der erfolgreichen oder der gescheiterten bürgerlichen Revolutionen des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Dabei handelt es sich um eine Spannung zwischen der Alltagserfahrung in der Gesellschaft auf der einen Seite und – dies ist das neue Element – auf der anderen Seite einer normativen Vorstellung von dem, was Gesellschaft sein sollte. So einen Horizont des Alltags hatte es bis zu den bürgerlichen Revolutionen nicht gegeben. Der Begriff des Bürgers, des *citoyen*, des *citizen* ist ein normativer Begriff, der ein Versprechen beinhaltet. Aus diesem Versprechen entsteht im frühen 19. Jahrhundert eine Spannung, die den frühen Geisteswissenschaften ihren eigenen Ort gibt. Die Geisteswissenschaften tragen nämlich dazu bei, diese Spannung zu bearbeiten,

diese Spannung abzubauen. Die Geisteswissenschaften tragen aber seit dem frühen 19. Jahrhundert auch dazu bei, den normativen Horizont der Gesellschaft zu illustrieren, in Ländern wie Deutschland, wo die bürgerliche Revolution gescheitert war, durch Rückgriff auf eine glorreiche Vergangenheit. Deswegen setzen Gelehrte wie die Gebrüder Grimm als Mediävisten ein, weil sie zeigen wollen, dass es ein Deutschland gegeben hat, auf das als normatives Modell sich die Gegenwart beziehen kann.

Unter diesen Prämissen kann man sagen, dass das 19. Jahrhundert das glückliche Jahrhundert der Geisteswissenschaften war, in dem, wie der große Literaturtheoretiker Wolfgang Iser einmal gesagt hat, die Geisteswissenschaften zur Theologie eines Zeitalters wurden, in dem Kultur und Literatur tendenziell die Rolle der Religion übernahmen. Ich erinnere bei dieser Gelegenheit gerne daran, dass nach der Gründung des zweiten Deutschen Reiches 1871 der große Altphilologe Wilamowitz-Moellendorff mehrfach zusammen mit Kaiser Wilhelm I. die Neujahrsadresse an die deutsche Nation gehalten haben soll. Unvorstellbar unter heutigen Bedingungen – in Deutschland, in irgendeiner anderen europäischen oder außereuropäischen Nation. Aus solchen Gründen sage ich, dass das 19. Jahrhundert das große, das glückliche Jahrhundert der Geisteswissenschaften war.

Diese Situation geriet gegen Ende des 19. Jahrhunderts aus zwei Gründen in eine Krise. Der eine Grund ist die Konkurrenz mit den damals plötzlich sehr erfolgreichen Naturwissenschaften, die bis dahin eher institutionell gemeinsam mit den Geisteswissenschaften operiert hatten. Mit einem Mal entsteht Konkurrenzdruck durch die Naturwissenschaften, dem sich die Geisteswissenschaften entziehen wollen. Er führt dazu, dass die Geisteswissenschaften, wie sie sich nun konstituieren, von vornherein unter dem Komplex eines Realitätsverlustes leiden – und deshalb immer begründen müssen, dass auch sie nahe an der Realität sind. Der zweite Grund für die Krise liegt darin, dass jener normative Horizont der Gesellschaften, den die Geisteswissenschaften zu kultivieren und zu illustrieren geholfen hatten, im späten 19. Jahrhundert – denken Sie an Autoren wie Nietzsche – Gegenstand der Skepsis wurde. Die Geisteswissenschaften haben darauf reagiert mit einem auf Permanenz gestellten Krisendiskurs, der nun schon über hundert Jahre lang dazu beigetragen hat, sie am Leben zu erhalten. Das ist tatsächlich ein eigenartiges Phänomen – die Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler unter Ihnen kennen es: Es gibt Kolleginnen und Kollegen, die Spezialisten dieses Krisendiskurses sind und auch eine einschlägige Artistik entwickelt haben.

Die Zwischenkriegszeit von 1918 bis 1939 war dann eine Epoche, in der zumindest in Deutschland und in der Sowjetunion die Geisteswissenschaften unter ideologischen Voraussetzungen in das Modell des 19. Jahrhunderts zurückfielen, in dem sie begannen, politische Ideologien zu illustrieren. Einige von Ihnen wissen von einem Sammelband, an dem sich große Germanisten beteiligten, wohl 1942 erschienen unter dem Titel „Von deutscher Art in Sprache und Dichtung“, wo wissenschaftlich die Überlegenheit der arischen Rasse über die slawischen Rassen bewiesen werden sollte. Jeder Offizier sollte beim Überfall auf die Sowjetunion durch Nazi-Deutschland diesen Band im Marschgepäck tragen – und sicherlich gab es ähnliche Phänomene auf kommunistisch-ideologischer Seite.

Darauf reagierten die Geisteswissenschaften nach 1945 mit einer Haltung des Quietismus, mit einer ausschließlichen Konzentration auf die Texte – und daraus entstand eine sehr produktive Phase. Es folgte seit den 1960er-Jahren eine „Theorie-Explosion.“ Sie setzte ein mit dem Strukturalismus und der strukturalistischen Linguistik, es folgten der Neomarxismus, der Neofreudianismus, die Rezeptionsästhetik in Deutschland, die Dekonstruktion, der Neo-historismus und in den 90er-Jahren dann noch verschiedene Identitäts- und Gender-Theorien. Seit den 1990er-Jahren aber, seit etwa einem Vierteljahrhundert, hat – und das ist eigenartig – eigentlich diese intensive Theorieproduktion in den Geisteswissenschaften ausgesetzt. Ich denke weder, dass darin der Grund für schwindende Studierendenzahlen liegt, noch dass die intellektuelle Qualität heute geringer ist als vor einem Vierteljahrhundert. Doch am Ende ist auch das Ausbleiben der immer neuen intellektuellen Provokationen als ein Krisensymptom gedeutet worden.

All dies mag damit zu tun haben – und ich will dies nur am Rande erwähnen –, dass das historische Weltbild, das wir beim Nachdenken über Zeit noch immer alle deklinieren können, nicht mehr das Weltbild, nicht mehr die Epistemologie unseres Alltags ist. Ich glaube, dass unsere Zukunft, die Zukunft, mit der wir aufwachen und am Abend schlafen gehen, nicht mehr ein offener Horizont der Möglichkeiten ist, sondern eine Zukunft, die besetzt ist von Gefahren, die auf uns zuzukommen scheinen. Denken Sie an *global warming*, denken Sie an das Ende der primären Rohstoffe, denken Sie an die demografische Entwicklung. Ob das objektiv bedrohende Situationen sind, kann ich nicht beurteilen, aber sie kennzeichnen mentalitätsgeschichtlich unsere Gegenwart. Des Weiteren glaube ich nicht, dass wir noch in einer Situation sind, wo wir die Vergangenheit beständig hinter uns

lassen. Vielmehr ist unsere Gegenwart von „Vergangenheitlichkeit“ – ich sage gerne auf English *pastness* – überschwemmt. Nicht nur in ihrem Land gibt es keinen Tag mehr, der nicht zu einem historischen Gedenktag erklärt werden kann.

Und zwischen jener Zukunft, die erfüllt ist von Bedrohungen, und dieser Vergangenheit, welche die Gegenwart überschwemmt, ist unsere Gegenwart nicht mehr ein unwahrnehmbarer kurzer Moment des Übergangs, sondern eine Gegenwart, die sich verbreitert zu einer Gegenwart der Simultanitäten, wo wir in jedem Moment einer Überkomplexität von Möglichkeiten ausgesetzt sind und in der unsere Urteilskraft vielleicht permanent überfordert ist. Das könnte der Grund dafür sein, dass in einer Zeit beständig reduzierter Arbeitszeiten das Burn-out-Syndrom zu einer Volkskrankheit geworden ist. Schließlich leben wir in einer Zeit, die zu denken erlaubt, dass gewisse Phänomene sich nicht in der Zeit verändern, wo also die Absolutheit jenes „Gesetzes“, dass Zeit ein absolutes Agens der Veränderung sei, nicht mehr gilt. Ich will diesen Gedanken nicht weiter entwickeln, aber seine intellektuelle Herausforderung könnte darin liegen, dass das historische Weltbild als Prämisse für die Entstehung der Geisteswissenschaften heute nicht mehr unserem jüngsten Weltbild entspricht. In einem viel kürzeren dritten Teil werde ich nun die Universität der Gegenwart als Umwelt der Geisteswissenschaften in den Blick zu bringen versuchen.

*

Meine Eingangs-These heißt: Wir sind nun intellektuell und institutionell auch mit den Geisteswissenschaften in einer Situation angekommen, wo der alte Trick (wenn Sie mir dieses Wort gestatten), den Krisendiskurs zu einem Modus des Überlebens zu machen, nicht mehr funktioniert – und vielleicht gefährlich wird. Was in der Umwelt der Geisteswissenschaften hat sich verändert? Zunächst muss man anmerken, dass die Universität heute global verstanden wird als ein Ort der Berufsausbildung – was sie von ihrer modernen Genese her gesehen nie ausschließlich sein sollte. Die neue Möglichkeit, die Universität synonym zu setzen mit Berufsausbildung, wird verstärkt durch die elektronischen Technologien. Sehr viel von dem, was als „Berufsausbildung“ gilt, kann heute elektronisch – und also auf sehr kostensparende Weise – verabreicht werden. Zugleich leben wir auch in einer Zeit der fortgesetzten sozialen Öffnung der Universität. In vielen europäischen Ländern sah man es als Ideal an – obwohl niemand dies öffentlich so formulieren würde –, wenn ganze Generationen – ohne individuelle Ausnahmen – ihre Ausbildung an

der Universität absolvieren würden. Ich habe letzte Woche bei einer „Blatt-Kritik“ der *ZEIT* gehört, man dürfe in Ihrem Land nun wieder von „Elite“ reden, die Ausbildung einer Elite sei wieder eine Frage geworden. Dies entspricht noch nicht meiner Alltagserfahrung in Deutschland.

Eine andere internationale Entwicklungstendenz erlebe ich als in Deutschland besonders ausgeprägt. Die am höchsten qualifizierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler – auch Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler – werden im Sinne eines Privilegs und einer Belohnung von der Lehre entfernt. Der Sprecher eines Sonderforschungsbereichs oder eines Käte-Hamburger-Instituts kann für zehn oder mehr Jahre von der Lehre entfernt werden – oder muss jedenfalls nur noch sehr wenig lehren. Das ist sicher sehr angenehm für die eine oder andere Kollegin bzw. den einen oder anderen Kollegen – aber es bleibt eine problematische Situation, wenn der beliebteste Bonus für hohe Leistungen in der Forschung eine Absetzung von der Lehre ist. So viel zum Ist-Stand.

Ich möchte nun kurz berichten von einer kleinen Forschungsaufgabe (ohne Befreiung von der Lehre!), die mir von einer Schweizer Zeitschrift übertragen wurde. Die Aufgabe war herauszufinden, welche Universitäten weltweit sich in den führenden Rankings während der letzten zwanzig Jahre am deutlichsten verbessert hatten. Ich habe also eine Studentin aus *Computer Science* dafür bezahlt, zunächst festzustellen, was die zwanzig am höchsten gerankten Rankings unter den etwa 230 existierenden World-Rankings sind. Das hatte sie schnell ausgerechnet. Bei der Beantwortung der Frage nach den während der vergangenen zwanzig Jahren am deutlichsten verbesserten Universitäten in den besten internationalen Rankings stießen wir dann auf das überraschend klare Profil eines Universitäts-Typus. Die erfolgreichsten Universitäten sind ohne Ausnahme diejenigen, welche genug Freiheit haben, individuelle Profile zu entwickeln. Und zwar sind das nicht allein private Universitäten – Sie können einwerfen, für Stanford oder Harvard sei dies einfach. Zur Bezugsgruppe gehören auch staatliche Universitäten wie Oxford, Cambridge oder die University of California Berkeley, die aufgrund ihres Prestiges unabhängig sind.

Es sind zweitens Universitäten – und dies wird für Deutschland nun politisch schon problematisch, die sich darauf konzentrieren, sowohl die Zulassung von Studierenden als auch die Auswahl neuer Kolleginnen und Kollegen nach ausschließlich intellektuellen Kriterien durchzuführen. Versorgungskriterien dürfen bei der Suche nach Professorinnen und

Professoren, aber auch bei der Zulassung von Studierenden keine Rolle spielen. Es sind drittens – und das ist überraschend und für Kaiserslautern erfreulich – ohne Ausnahme Universitäten (nicht die *top universities of the world*, sondern diejenigen, die in den letzten zwanzig Jahren am deutlichsten aufgestiegen sind), die sich normalerweise in kleinen Städten befinden. Keine dieser Universitäten liegt in einer großen Stadt, die größte unter ihnen ist Zürich – „die kleine große Stadt“, wie man in der Schweiz sagt. Die ETH, also die Eidgenössische Technische Hochschule, ist tatsächlich eine jener Universitäten, die in den Rankings am stärksten gestiegen sind. Schließlich ist es typisch für Universitäten in dieser Gruppe, dass sie die Campus-Idee in vielen Varianten pflegen, die Campus-Idee im Sinne von Präsenz anstatt eines *downloading* auf die elektronische Kommunikation, an deren logischem Ende die Aufhebung der Präsenzpflcht steht.

Das überraschendste Ergebnis – vielleicht wussten das meine Schweizer Auftraggeber schon im Vorhinein, aber wollten es von einem Nicht-Schweizer bestätigt sehen – lag darin, dass dies alles Universitäten waren, die in ihrem Grundcharakter die Struktur einer TU hatten, also auf Naturwissenschaften, Ingenieurwissenschaften oder – die Hochschule Sankt Gallen gehörte zu dieser Gruppe – auf die Wirtschaftswissenschaften fokussiert sind, aber mit einer kleinen, in ihrer Qualität sehr hohen geisteswissenschaftlichen Fakultät. Ich behaupte nicht, dass sich in diesem Profil ein Programm erfüllt, das irgendeinem Rektorat oder Ministerium bewusst ist. Aber jedenfalls scheint mir die Beobachtung (für die ich noch keine Erklärung habe), nach der die Präsenz der Geisteswissenschaften – anscheinend ohne Ausnahme – bei Universitäten mit TU-Struktur für eine besonders hohe Leistungsfähigkeit gesorgt hat, wirklich hochinteressant. Ist das nicht eine Hoffnung für Kaiserslautern, also für eine Stadt von deutlich unter einer halben Million Einwohnerinnen und Einwohner mit zwei Technischen Universitäten? Wollen Sie sich nicht doch Geisteswissenschaften leisten in Kaiserslautern?

*

Aber wieder ernster: Was könnte der Grund für diese Entwicklung sein? Diese Frage führt zum vierten und vorletzten Teil meines Vortrags. Ich kann Ihnen einige Erklärungsansätze liefern – aber keine bündige Erklärung. Meine erste und philosophisch ambitionierteste Erklärungsbemühung heißt: Wenn zu einer Universität mit TU-Struktur Geisteswissenschaften hinzukommen, dann hat man eine Vielfalt von Temporalitäten, eine Vielfalt von

Zeitlichkeiten, die das Weltbild komplexer machen. Man kann sagen, dass es in den Naturwissenschaften und in den Ingenieurwissenschaften schon immer zwei Zeitlichkeiten gab – eine Zeit der Evolution des Wissens und eine Zeit seiner Anwendung. Es gibt weiterhin, wirklich nicht philosophisch reflektiert, die Dimension der Ewigkeit – denn man geht davon aus, dass bestimmte Forschungsergebnisse für immer gelten werden. Die Zeitlichkeiten der Geisteswissenschaften schließen insgesamt eine höhere Bereitschaft zur Selbstreflexivität auf. Man relativiert etwa die Gegenwart im Rückblick auf die Vergangenheit und im Vorausblick auf die Zukunft. Durch die Gegenwart der Geisteswissenschaften werden der Fortschrittsglaube ebenso wie der Ewigkeitsglaube der Naturwissenschaften, der Ingenieurwissenschaften komplexer. Das wäre weiter zu entwickeln.

Stanford übrigens heißt zwar nicht „Stanford Technical University“, doch Stanford ist de facto eine Universität des Typs, um den es mir geht. Stanford ist dominiert von den Natur- und Ingenieurwissenschaften (voller Stolz und Lokalpatriotismus füge ich hinzu: zweiundzwanzig aktive Nobelpreisträger an einer Universität mit 13.000 Studenten). Jedenfalls leistet sich dieses Stanford relativ kleine, aber mittlerweile sehr gut besetzte Geisteswissenschaften. Deswegen zitiere ich – und darin ist ein zweiter Erklärungsansatz, Magnifizenzen – Ihren Kollegen, John Hennessy, den Präsidenten meiner Universität – wie schon erwähnt ein weltberühmter Computer-Wissenschaftler. Er war der Berater der *Google boys*, die übrigens nie ihr Studium abgeschlossen haben; aber er hat auch das Grundprogramm von *Nintendo* erfunden. Wenn Sie nun John Hennessy fragen, warum er diese mittlerweile bekannte Schwäche für die Geisteswissenschaften hat, warum er die Geisteswissenschaften unterstützt, dann sagt er mit kalifornischem Understatement: “The Humanities produce the intellectual ring, the intellectual buzz of the universities.” Das permanente intellektuelle Hintergrundgeräusch der Universitäten würde ohne die Geisteswissenschaften nicht bestehen oder etwas radikaler formuliert: “Universities would not be intellectual places without the Humanities.” Das klingt vielversprechend – aber ist doch noch nicht sehr prägnant. Ich möchte nun versuchen, das Kalifornisch meines Präsidenten John Hennessy in das wunderbare idealistische Hochdeutsch von Wilhelm von Humboldt zu übersetzen.

Denn ich denke, es gibt da eine Affinität mit der berühmten Gedenkschrift zur Gründung einer Universität zu Berlin von 1809/1810. Ich weiß, dass es zum guten pragmatischen Ton der Hochschul-Programmatikerinnen und -Programmatiker gehört, Hinweise auf

Humboldt als schöne aber doch allzu romantische Träumereien zu eliminieren. Dagegen lässt sich halten, dass in einer zentralen Hinsicht eine Affinität zwischen Humboldts Vision der Universität und John Hennessys Beobachtungen existiert. Wenn Sie sich, was ich Ihnen wirklich dringend empfehlen möchte, noch einmal jenes Memorandum von Wilhelm von Humboldt zu Gemüte führen, – selbst wenn Sie dort keine Argumente für Ihre spezielle Situation finden, es ist ein so wunderbar leidenschaftlicher Text, ein so großartiges Monument deutscher Sprache, dass sich die Lektüre oder die Wiederlektüre jedenfalls lohnen –, dann sehen Sie, dass es dort um drei Punkte geht. Zum Ersten darum – und ich weiß, dass sich das heute nicht aufrechterhalten lässt, doch die Erinnerung an ein solches Verständnis tut gut –, dass die Universität ausschließlich ein Ort geistiger Innovation sein soll. Alle Vermittlung von Wissen soll Aufgabe des Gymnasiums sein. Daran zu erinnern ist ja doch wichtig in einer Zeit, wo wir immer mehr dazu tendieren, die Universität synonym zu setzen mit Berufsausbildung – was darauf hinausläuft, dass geistige Innovation in Max-Planck-Instituten oder in Sonderforschungsbereichen stattfindet, aber eigentlich nicht mehr an der Universität.

Zweitens – und Frau Ministerin, so wie ich den Ausdruck Ihres Gesichtes in diesen Augenblick deute, werden Sie damit gar nicht einverstanden sein – sagte Wilhelm von Humboldt, der nicht offiziell Staatssekretär war, aber in Preußen eine staatssekretärartige Rolle erfüllte, der Staat habe die Verpflichtung, die Universitäten zu alimentieren („alimentieren“ – ein etwas altertümliches Wort für „finanzieren“), ohne dass es im Interesse des Staates liegen könne, der Universität Vorschriften zu machen. Denn in dem Moment, wo der Staat beginnt zu sagen, was geforscht und herausgefunden werden soll, ist das Wissen, das produziert wird, ja bereits ein vorweggenommenes Wissen.

Der dritte Punkt aber scheint Humboldt besonders am Herzen gelegen zu sein. Er fragt sich, warum und unter welchen Bedingungen die Universität Ort der absoluten intellektuellen Erneuerung sein kann – und er beantwortet die Frage natürlich noch nicht unter der Voraussetzung einer Trennung zwischen Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften, obwohl er schon zwischen Seminaren und Laboratorien unterscheidet. Ich fasse zunächst Humboldts zentrale Antwort zusammen und lese Ihnen dann eine Passage aus seiner Gedenkschrift vor, weil es mir sehr schwerfällt, über Humboldt zu reden, ohne mir selbst den Genuss zu gestatten, dieses wunderbare Deutsch zu rezitieren. Humboldts Antwort auf die Frage, wie die Universität ein absoluter Ort intellektueller Erneuerung sein kann, heißt:

Die besondere Tonalität des Enthusiasmus der Studenten für gewisse Gegenstände trifft sich an der Universität mit einer ganz anderen Tonalität im Enthusiasmus der Professoren. Die Verschiedenheit dieser Tonalitäten des Enthusiasmus führt nicht etwa – und dies ist nun mein Wort – zu einer Kakophonie, sondern sie ist der Grund, warum die Universität ein Ort geistiger Innovation sein kann. Das bedeutet natürlich auch, dass die Universität kein Ort geistiger Innovation sein kann, wenn sie Lehre und Forschung auf Distanz setzt, wenn die besten und qualifiziertesten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler immer mehr in Sonderforschungsbereichen, in Max-Planck-Instituten, Käte-Hamburger-Instituten arbeiten.

Und nun das Humboldt-Zitat: „Es ist ferner eine Eigenthümlichkeit der höheren wissenschaftlichen Anstalten, dass sie die Wissenschaft immer als ein nicht ganz aufgelöstes Problem behandeln und daher immer im Forschen bleiben,“ – Innovation ist die zentrale Aufgabe – während „die Schule es nur mit fertigen und abgemachten Kenntnissen zu thun hat und lernt.“ Dies lässt sich heute so gewiss nicht aufrechterhalten, aber wichtig bleibt die grundsätzliche Position der Universität als Ort intellektueller Erneuerung. Es folgt die eigentliche Antwort auf die Frage, warum die Universität dies leisten kann. „Das Verhältniss zwischen Lehrer und Schüler wird daher durchaus ein anderes als vorher [d. h. im Gymnasium]. Der erstere“ – also der Lehrer oder Professor – „ist nicht für die letzteren, Beide sind für die Wissenschaft da; sein Geschäft hängt mit an ihrer Gegenwart [d. h. der der Studenten] und würde, ohne sie, nicht gleich glücklich von statten gehen; er würde, wenn sie sich nicht von selbst um ihn versammelten, sie aufsuchen, um seinem Ziele näher zu kommen durch die Verbindung der geübten, aber eben darum auch leichter einseitigen und schon weniger lebhaften Kraft mit der schwächeren und noch parteiloser nach allen Richtungen muthig hinstrebenden [Kraft der Studenten].“² Man soll nicht sagen, das sei zu idealistisch, das sei heute nicht mehr möglich. Humboldts Einsicht bleibt zentral – nicht nur für die Geisteswissenschaften, sondern für die Universitäten der Zukunft.

Wenn man sich nun aber fragt, was die Geisteswissenschaften speziell heute zu leisten vermögen – Humboldt spricht ja über die Universität generell in einer Zeit vor der Trennung zwischen Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften –, dann möchte ich gerne mit Niklas Luhmann, einem der großen Geisteswissenschaftler (am Ende wohl weniger:

² Wilhelm von Humboldt, Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin, in: Ders., Werke in fünf Bänden, hg. von Andreas Flitner und Klaus Giel, Band 4, Stuttgart: Cotta, 1964, S. 256

Sozialwissenschaftler) Ihres Landes, behaupten, die potenzielle Hauptleistung der Geisteswissenschaften kann heute in einer „Komplexitätssteigerung“ liegen. Die Wissenschaft, das intellektuelle System, sagte Luhmann, sei nicht wie alle anderen sozialen Systeme ein System, das die Komplexität seiner Umwelt reduziert, sondern soll die Komplexität unserer Welterfahrung steigern, soll dazu beitragen, dass wir die Welt in einer komplizierteren Weise sehen als vorher. Die Stärke der Geisteswissenschaften insbesondere besteht gar nicht darin, Lösungen zu finden. Eher werfen sie neue Fragen auf und machen unseren Blick auf die Welt komplizierter und komplexer.

Dazu – und aus diesem Grund spreche ich von „riskantem Denken“ – bedürfen die Geisteswissenschaften der speziellen institutionellen Struktur der Universität im Sinne der Metapher vom „Elfenbeinturm“. Ich fasse das Bild als positiv auf. Denn im Alltag – ich werde Ihnen gleich zwei Beispiele nennen – kann man sich bedingungslose Komplexitätssteigerung nicht leisten. Die Universität muss ein abgegrenzter Raum sein, um riskantes Denken möglich zu machen. Ich habe mir ein Beispiel ausgedacht. Herr Hippler lacht gerade, aber wenn Herr Hippler aufgrund dieser langen Rede gerade ein schmerzverzerrtes Gesicht hätte und seine Hand auf die rechte Seite seines Leibes legte und jemand sagte, vielleicht sollten wir doch einen Notarzt einschalten, und der Notarzt käme, und wenige Minuten später würde Herr Hippler mit einem Hubschrauber zu einer Kaiserslauterner Klinik geflogen, wo im Moment der Narkose ein Chirurg kommentierte „Weil Sie der Präsident der deutschen Hochschulrektorenkonferenz sind, möchte ich heute bei dieser Operation zum ersten Mal mit einem neuen Zugang zu Ihrem Blinddarm experimentieren“, dann können Sie wohl kaum, obwohl Präsident der Hochschulrektorenkonferenz, diese Form des riskanten Denkens billigen. Es soll von der Praxis des chirurgischen Alltags abgegrenzt sein.

Ich möchte Ihnen aber eine historisch reale Situation nennen, für mich eines der großen Erlebnisse an einer deutschen Universität, wo riskantes Denken produziert wurde – und diese Situation hatte zu tun mit einer Debatte, die heute in Deutschland wieder geführt wird. Es war während der ersten Gastprofessur des französischen Philosophen Jacques Derrida, dessen Namen Sie alle kennen, an einer deutschen Universität in der tiefen Provinz, an der Universität, damals Universität/Gesamthochschule Siegen im Jahr 1988. Ganz zufällig war 1988 eines von jenen Jahren – ich glaube, das sind die geraden Jahre –, wenn man in Deutschland immer wieder neu entdeckt, dass Martin Heidegger ein Nationalsozialist war. Die eigentliche Herausforderung wäre ja – schon seit fünfzig Jahren – sich die

Erfahrung zuzumuten, dass ein Mensch, der von 1933 spätestens bis 1945 Nationalsozialist war (und dies möglicherweise nie bereut hat), zugleich einer der größten Philosophen des 20. Jahrhunderts sein konnte. Jacques Derrida jedenfalls begann seine Vorlesung in Siegen und sprach trotz jenes Heidegger-Krisenjahres immer von Heidegger als „dem größten Philosophen des 20. Jahrhunderts“. Darauf wurde er höflich von einem Siegener Studenten unterbrochen, der bescheiden und in deutlichem regionalen Akzent fragte: „Professor Derrida, wissen Sie denn nicht von Heideggers Verstrickung in den Nazismus? Wie können Sie ihn den größten Philosophen des 20. Jahrhunderts nennen?“ Derrida gab eine Antwort, die für mich bis heute das interessanteste und schlagendste Beispiel für riskantes Denken geblieben ist, wie es die Geisteswissenschaften nicht nur produzieren können, sondern produzieren müssen. Er antwortete mit der ihm eigenen Eleganz: „Mon cher jeune ami, ich weiß natürlich, dass Heidegger fünfzehn Jahre lang ein Nazi war. Die intellektuell interessante Frage ist das aber nicht – das ist leider eine Tatsache. Die intellektuell interessante Frage heißt hingegen: Hätte Heidegger der größte Philosoph des 20. Jahrhunderts sein können, ohne in den Nationalsozialismus verstrickt gewesen zu sein?“ Lassen Sie mich sofort hinzufügen: Ich hoffe bis heute leidenschaftlich, dass die Antwort Ja heißt, Heidegger wäre noch ein viel besserer Philosoph gewesen, wenn er sich nicht in den Nazismus verstrickt hätte.

Mein verstorbener Kollege in Stanford, mein bewunderter und sehr geliebter Kollege Richard Rorty, hat dazu einen nicht nur ironischen Text geschrieben, eine Fiktion, in der Heidegger sich entschließt, seine Frau Elfride zu verlassen, um Hannah Arendt zu heiraten, an die University of Chicago zu gehen, analytischer Philosoph zu werden. Der letzte Satz heißt: „And he had become a much better philosopher this way.“ Das war „wishful thinking“ im besten Sinne. Doch es muss einen Ort geben, wo auch Derridas Frage gestellt werden kann. Und dieser Ort sind die Geisteswissenschaften im Elfenbeinturm der Universität.

*

Damit komme ich nun wirklich zum Schluss. Ich habe keine normativen Vorschläge zu machen, denn ich bin in Verwaltungsdingen unerfahren und ungeschickt. Vielmehr werde ich, wenn ich mich in drei Jahren emeritieren lasse – was in den Vereinigten Staaten eine individuelle Entscheidung ist –, einer der wenigen mir bekannten Hochschullehrer sein, die

vierzig Jahre unterrichtet haben, ohne je Dekan gewesen zu sein. Trotzdem – fünf Gedanken, um den anfangs erwähnten Begriff einer Selbstsubstitution der Geisteswissenschaften als Vorschlag im Raum zu halten.

Zum Ersten, meine Damen und Herren und nun vornehmlich Magnifizenzen, sollten Sie wohl weniger auf die Geisteswissenschaften als Hauptfächer, als berufsausbildende Fächer setzen. Natürlich hoffe ich, dass wir auch in der Zukunft Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler an der Universität und geisteswissenschaftlich ausgebildete Lehrerinnen und Lehrer an Gymnasien brauchen werden, aber ich denke, dass die College-Idee oder die an der ETH oder in Sankt Gallen praktizierte Konzeption auch für Deutschland ein Modell sein könnte – und zwar dergestalt, dass etwa alle Studierenden der Ingenieurwissenschaften oder alle Studierenden in Jura oder in Medizin (zum Beispiel statt des Latinums, das es offenbar noch gibt) eine oder zwei ernsthafte geisteswissenschaftliche Lehrveranstaltungen absolvieren – keine Einführungsveranstaltungen. Warum bräuchte eine Medizinerin oder ein Mediziner eine Einführungsveranstaltung? Zum Beispiel ein Seminar über Fontane oder über Balzac oder einen von Platons Dialogen, gar nicht unbedingt wegen der dort traktierten ethischen Fragen, sondern im Sinne einer positiven intellektuellen Herausforderung, im Sinne von Derrida. Das wäre kein geisteswissenschaftliches Fachstudium, sondern eine Erinnerung an den Horizont der Bildung als positive Geste einer Selbstsubstitution.

Zweitens – ich weiß, dass ich mir damit in Deutschland nicht nur Freunde mache – sollten Sie vielleicht doch einmal ernsthafter überlegen, ebenfalls im Sinne einer Selbstsubstitution, ob die Beschreibung der Geisteswissenschaften als Wissenschaften und die Beschreibung ihrer Haupttätigkeit als Forschung adäquat sind oder ob darin nicht seit dem späten 19. Jahrhundert, seit der Philosoph Dilthey die Geisteswissenschaften erfunden hat, eine problematische Analogie zu den Naturwissenschaften liegt. Was wir Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler wirklich tun, wenn wir nicht lehren und wenn wir unsere Lehre vorbereiten, das wäre wohl besser beschrieben mit einem Begriff, der starke theologische, ja religiöse Konnotationen hat, die ich jetzt aber einklammern möchte – nämlich mit dem Begriff der Kontemplation. Vielleicht fragen Sie sich einmal, ob das, was wir Geisteswissenschaftler tun, nicht mit Kontemplation als einer Stärke und Möglichkeit der Universität besser beschrieben wäre. Was meine ich mit „Kontemplation“? Kontemplation ist zunächst die absolute Konzentration auf einen bestimmten Gegen-

stand. Schon das ist eine Leistung, die gelehrt werden muss, sich etwa auf einen Text für mehrere Stunden zu konzentrieren, was der Generation des Elektronischen besonders schwer fällt. Außerdem gehört zur Kontemplation die Reiteration. Man kommt zu einem Gegenstand wieder zurück. Und jedes Mal, wenn man zurückkommt, macht man die Sicht dieses Gegenstandes komplexer.

Ich denke drittens – und ich weiß, dass ich mich bei meinen Kolleginnen und Kollegen aus den Geisteswissenschaften nun noch weniger beliebt mache –, dass Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler prinzipiell nicht für langfristige Zeiten und schon gar nicht lebenslang von der Lehre befreit werden sollten. Das ist eine Struktur-Konsequenz der Sonderforschungsbereiche und der Käte-Hamburger-Institute in Ihrem Land, die ich für absolut problematisch halte, weil ich überzeugt bin, dass sich das, was Humboldt als die Stärke der Wissenschaften beschrieben hat, und was ich übersetzt habe mit „riskantem Denken“, allein in der Begegnung mit Studierenden entwickeln lässt. Und wenn die besten Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler Ihres Landes heute Sonderforschungsbereiche leiten oder Käte-Hamburger-Institute und sagen: „Ich habe jetzt nur noch zwei Jahre SFB, jetzt brauche ich noch eine Verlängerung von drei Jahren, dann muss ich nicht mehr zurück in die Lehre“ – dann wissen Sie, was die Stunde geschlagen hat.

Ich denke viertens, dass die Geisteswissenschaften sich vielleicht weniger ausschließlich, als sie das in meiner Generation getan haben, auf das analytische Denken und das ewig kritische Denken konzentrieren sollten. Selbstverständlich, wir müssen immer kritisch sein. Vielleicht wäre aber im Sinne einer Selbstsubstitution ein neuer, deiktischer Stil des Lehrens zu entwickeln, ein Stil, der vielleicht nicht allein Dinge analysiert und auseinandernimmt – ich finde es manchmal fast obszön zu sagen, dass man ein Hölderlin-Gedicht in diesem Sinne analysiert und „zerlegt“ hat, wie einen Motor, den man in seine Teile zerlegen kann. Sollte unser Unterrichten nicht deiktischer sein? Man verweist auf ein Hölderlin-Gedicht oder auf einen Heidegger-Text oder auf einen platonischen Dialog als Möglichkeit frischen Erlebens und des Erfahrens; und man zeigt dabei durchaus auch seine eigene Begeisterung. Es ist ja schon eigenartig, dass es unter jener derzeit allgegenwärtigen Prämisse der „Professionalität“ an der Universität nicht nur in Deutschland verboten ist, seine Begeisterung zu zeigen. Ich denke, das ist für die Geisteswissenschaften besonders wichtig, diese Möglichkeit beizubehalten und eben durch eigene Begeisterung anste-

ckend zu werden für jüngere Generationen, nicht allein für Studierende der Geisteswissenschaften.

Vielleicht – und das ist mein fünfter und letzter Anstoß, die Reihe bleibt natürlich offen – wäre es im Sinne einer Selbstsubstitution am allerwichtigsten, zu versuchen, den geheimen Status der Geisteswissenschaften als einen Ort des akkumulierten Ressentiments aufzuheben. Vielleicht hat jene beständige Verpflichtung zum Kritisch-Sein dazu geführt, dass die Geisteswissenschaften manchmal zu einem Sumpf werden, aus dem nichts als Verschwörungstheorien hervorgehen: Ohne dieses Ressentiment, mit mehr Enthusiasmus könnte stärker werden, was wir hundert Jahre die „Geisteswissenschaften“ nannten. Vielleicht können uns die Rektorinnen und Rektoren vor allem in dieser Hinsicht helfen.

All dies, Frau Ministerin, Magnifizenzen, meine sehr geehrten Damen und Herren wäre wohl nicht wirklich eine Aufgabe der klassischen Reform, des fortgesetzten Umschreibens von Legitimationen und schon gar nicht eine Fortführung jenes erfolgreichen Krisendiskurses, den die Geisteswissenschaften über hundert Jahre kultiviert haben. Es wäre tatsächlich ein Neuanfang im Sinne eines Impulses zur Selbstsubstitution, aber ein Neuanfang, der aber doch eine Kontinuität voraussetzt. Ganz am Rande möchte ich bemerken, dass ja viel billiger als Sonderforschungsbereiche oder Max-Planck-Institute käme, wenn Sie einige hochqualifizierte Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler einfach daran erinnern, wieder einmal ein Seminar für kleine Gruppen zu lehren. Kleinere Gruppen von Studierenden – das ist ja nicht nur eine bedrohende Zukunftsvision.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Hans Ulrich Gumbrecht ist seit 1989 der Albert Guérard Professor in Literature an der Stanford University und ständiger Gastprofessor an der Université de Montréal, am Collège de France, an der Universität Lissabon und an der Zeppelin Universität. Zuvor war er Professor an den Universitäten Bochum und Siegen. Zu seinen über 2000 Publikationen, die in über 20 Sprachen übersetzt wurden, gehören eine Geschichte der spanischen Literatur, eine Chronik des Jahres 1926 und verschiedene Monographien zu Themen wie 'Macht der Philologie,' 'Produktion von Präsenz', 'Stimmung', Ästhetik des Sports und Epistemologie der Gegenwart.